

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sprache und Volksgemeinschaft

und Volksgemeinschaft.

Auf die Frage, was des Deutschen Vaterland sei, antwortete Ernst Moritz Arndt im Jahr 1813 in seinem bekannten Lied:

Soweit die deutsche Junge flingt!

Geschrieben in einer Zeit staatlicher Zerrissenheit des deutschen Volkes behauptet dieses Gedicht, daß deutsches Volkstum herrsche, so weit die deutsche Sprache geredet werde. Und in der Tat: das hervortretendste Zeichen eines Volkes ist zweifellos seine Sprache, und auch heute werden Völker, und auch die Minderheiten von Völkern nach ihrer Sprache bestimmt, einerlei, zu welchem Staat oder politischen Gebilde sie gehören mögen. Denn Staat und Volk decken sich nicht in der Gegenwart und selten in früheren Zeiten. Wurden doch mitsamt ihrem Boden Volksteile von Fürsten erworben, vererbt oder erheiratet, wie man lebloses und lebendes Inventar eines Gutes kaufen oder vererben kann, seit den Zeiten, wo die Fürsten vor allem auf Vergrößerung ihrer „Hausmacht“ bedacht waren, und mancher Krieg entbrannte infolge solcher Erbschaftsstreitigkeiten.

„Staat“ ist ein politischer Begriff, ähnlich „Nation“, worunter wir die Einheit politischen Willens verstehen wollen; „Volk“ aber bezeichnet eine Menschengemeinschaft nach ihrem sittlich-geistigen Gehalt, nach einem besonderen einheitlichen Denken und Fühlen, mit eigenartigen, naturhaften Anlagen, Begabungen und Vermögen besonderer Art. Wenn wir vom deutschen Volk reden, so dürfen wir nicht an die Einzelstämme denken, wie Bayern, Franken, Schwaben, Sachsen; aber wir dürfen andererseits auch nicht an den politischen Grenzen Deutschlands haltmachen. Denn viele, viele Deutsche leben außerhalb des deutschen Staates; Deutsche gibt es überall, wo geschlossene Gruppen deutsche Sprache reden, und wo deutsches Wesen, deutsche Sitte und Art gilt. Worauf beruht nun aber dieses deutsche Wesen, dies deutsche Volkstum? Woher stammt diese deutsche Eigenart? Die Antwort erhalten wir aus der Geschichte, in der sich deutsches Wesen kundgetan und geäußert hat. Die Wissenschaft zeigt, daß wir die körperlich-seelische Eigenart einer Menschengemeinschaft zurückzuführen haben auf den Dreiklang: Blut, Boden und Geist.

Es ist klar, daß das Blut die naturhafte Voraussetzung jeden Volkstums abgibt; Rasse mit ihrer Eigenart und Leistungsfähigkeit ist Schicksal, weil natürlicher Urgrund eines Volkstums. Aber auch der Boden mit seinem Klima, dem Wetter, der ganzen Umwelt, der Landschaft, der eigenen Beschaffenheit hat seine wichtige Bedeutung: er kann rassische Eigenschaften verstärken und ausbilden, aber auch schwächen

und umformen. Vom Boden bedingt sind vor allem die Lebensverhältnisse, angefangen von der Art der Ernährung bis zur beruflichen Betätigung der Bewohner, ob sie Bauern, Fischer, Jäger, Hirten, Bergleute, Viehzüchter sind; ja selbst die geschichtlichen Ergebnisse und Schicksale, Ab- und Zuwanderungen, Kriege, kulturelle Einflüsse aller Art, Vermischungen mit anderen Völkern: all das hängt mit dem Boden und seiner Beschaffenheit, mit seiner Lage, mit dem Lebensraum eines Volkes engstens zusammen und bestimmt seine körperliche und geistige Eigenart. Bietet das Blut die Uranlage, so ist der Boden der Erzieher einer Volksgemeinschaft.

Nach alledem möchte es seltsam sein, daß man nicht Eigenheiten aus diesen Wirklichkeiten und geschichtlich erforschbaren Gegebenheiten zur Bezeichnung eines Volkes wählt, sondern die Sprache. Ist diese denn wirklich für eine Volksgemeinschaft von so grundlegender Bedeutung? Das ist unsere Frage, die zugleich mit dem dritten oben genannten Glied des Dreiklangs engstens zusammenhängt, dem Geist einer Volksgemeinschaft. Wie, so wird man mir sofort widersprechen, was hat Geist mit Sprache zu tun? Die Sprache ist doch nur ein äußerliches Mittel, Geistiges nach außen kundzutun, ein bloßes Mittel und Zeichensystem, um etwas ganz anderes und viel Wesentlicheres, nämlich das eigentlich geistige Leben zu verdolmetschen! Was soll darin so Wichtiges liegen, ob ich denselben geistigen Begriff mit verschiedenen Lautgebilden in den einzelnen Sprachen wiedergebe? Ist die Vielheit der Sprachen überhaupt nicht ein leider vor derhand notwendiges Übel, das sich nur durch geschichtliche Verhältnisse erklären läßt? Wäre es nicht wünschenswert, wenn die Zeiten vor der „babylonischen Sprachverwirrung“ wiederkämen und wir auf dem Erdenrund nur eine einzige Sprache besäßen? Ob ich statt „Wasser“ im Plattdeutschen und Englischen „water“, im Französischen „eau“, im Italienischen und Lateinischen „aqua“, im Russischen „vodá“, im Finnischen „vesi“, im Ungarischen „víz“, im Türkischen „su“ spreche, ist das wesentlich? Ist das nicht eine bloße Verschiedenheit im äußerlichen Lautzeichen für ein und denselben, gemeinsamen, davon ganz unabhängigen geistigen Begriff „Wasser“ selbst? Gibt es doch bereits künstliche Sprachen, die eine internationale Einheit in der Verständigung herbeizuführen suchen, das Volapük, Ido, Esperanto u. a. Nein, so wendet man immer bestimmter ein, Sprache hat mit Geist und geistiger Tätigkeit selbst gar nichts zu tun; das Geistige ist ein Gebiet für sich, und all die vielen Sprachen sind nur ebensoviele Versuche, diese geistige

Welt in einem Zwischensystem nach außen mitzuteilen. Wenn man so sehr an seiner Muttersprache hängt, mag das daher kommen, daß man sie eben am besten beherrscht, weit besser als eine fremde Sprache; auch die Gewöhnung an sie seit der Kindheit mag mitspielen und gewisse Gefühlswerte schaffen, aber tiefere Zusammenhänge gibt es da nicht: eine geistige Wahrheit bleibt gleich, in welches sprachliche Kleid sie auch gehüllt sei. So hört man allenthalben sagen, so pflegt man zu denken, und selbst Philosophen, dich doch über alles grübeln, sind dieser Ansicht, ohne sie freilich so schlicht auszusprechen.

Und trotzdem ist das alles falsch und unrichtig; man hat leider vom Wesen und den Leistungen der Sprache ganz allgemein falsche Vorstellungen. Ein Wort ist nicht, wie man zu sagen pflegt, die lautliche Bezeichnung eines Dings, sondern die Verbindung und Inbeziehung eines Lautgebildes mit einem Begriff: nie ist ein Wort auf die Dinge selbst, sondern auf die menschliche Vorstellung von Dingen, also auf Begriffe, bezogen.

Wie diese Begriffe sich bilden, lehrt die Psychologie; ein Kind hat durch Hinweis der Erwachsenen eines Tags begriffen, daß Worte nicht bloße Geräusche oder Gefühlsäußerungen sind, wie Pfeifen oder Summen, sondern daß sie etwas bedeuten, z. B. „Tisch“. Alle Erfahrungen, die das Kind nun mit Tischen macht, schließen sich um dieses Lautgebilde; es lernt am Wort „abstrahieren“. Ob die einzelnen Tische, die es allmählich sieht, groß oder klein, braun oder schwarz, rund oder viereckig, drei- oder vierbeinig sind usw., all das ist für die ständige Erweiterung des Sinnes von „T-i-sch“ nötige Erfahrung gewesen; jede Einzelbeobachtung weitete den Begriffsinhalt dieser Lautverbindung immer mehr, bis schließlich der verkehrsübliche Gebrauch des Wortes erreicht ist. Ohne das Lautzeichen „T-i-sch“ hätten alle diese Beobachtungen keinen festen Halt gehabt; das Lautzeichen wird also zum Gerippe, zum Skelett, an das sich die geistigen Erfahrungen fest anschließen können. Ohne Sprache würde alles geistige Leben zerfließen und zerflattern, ein eigentliches Denken wäre unmöglich. Also sind die Wörter nicht äußerliche Zeichen, die den Begriffen parallel laufen, sondern die lebensvollen Glieder, mittels deren allein wir denken können. Ein Wort ist ein Baustein für die Tätigkeit des Denkens, ähnlich wie eine (bestimmte oder allgemeine) Zahl ein Baustein beim Rechnen ist.

Nun sind aber diese Begriffe nicht wie Zahlengrößen etwas ein für allemal Bleibendes und Feststehendes, sondern ständig im Fluß. Schon beim einzelnen Menschen und erst recht im Lauf der Geschichte. So versteht man die Tatsache, daß auch die Sinnbezogenheit eines Lautgebildes sich häufig im Lauf der Zeit ändert: „Hochzeit“ bedeutete z. B. im Mittelalter jede Festlichkeit, und so in den zahllosen Fällen der sog. „Bedeutungsverschiebung“. Dasselbe alte Wort der Ursprache bedeutet im Germanischen „Föhre“, im Lateinischen aber „Eiche“ (quercus): dieselbe Bedeutung entwickelt sich also im Lauf der Zeit ganz auseinander.

Erst recht ist der Begriffsumfang in verschiedenen Sprachen verschieden; ein gutes Wörterbuch gibt als

Übersetzung für ein Wort der Fremdsprache eine ganze Reihe von Wörtern im Deutschen. Je nach dem Sinn des Satzes wählen wir dann aus und sagen, hier passe diese, dort jene Wortübersetzung. Da dies bei den meisten Wörtern zutrifft, ist die Welt der Erscheinungen in jeder Sprache begrifflich verschieden aufgeteilt; denn wie oben betont, müssen die Wörter stets auf die menschlichen Vorstellungen, die fließend und veränderlich sind, nicht auf die Dinge selbst bezogen werden. Folglich nehmen wir die Dinge der Außenwelt auf durch ein sprachliches Begriffssystem, nur durch es und an ihm können wir uns in der Fülle der Erscheinungen zurechtfinden. Jetzt verstehen wir Wilhelm von Humboldt, wenn er gesagt hat, die Sprache sei eine wahre Welt, die der Geist zwischen sich und die Gegenstände durch die innere Arbeit seiner Kraft setzen müsse (Werke VII, 176): Wir sehen die Welt in den einzelnen Sprachen mit ihren verschiedenen Begriffsnetzen also immer gleichsam durch eine andere Brille.

Dabei muß man bedenken, daß die Begriffe meist künstlich und willkürlich trennen, wo in der Wirklichkeit zahllose Übergänge bestehen; z. B. setzen in der ununterbrochen ineinander übergehenden Farbenskala unsere Farbnamen wie „grün“, „gelb“, „braun“ Grenzen, die in Wahrheit nirgends bestehen. Aber in älterer Zeit gab es für „grün“ und „gelb“ oder für „schwarz“ und „blau“ nur ein Wort, d. h. diese Begriffe waren noch nicht voneinander abgetrennt, das sprachliche Begriffsnetz hatte hier noch größere Maschen. Erst recht schwankend sind die Begriffe für abstrakte Dinge oder Tätigkeiten zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern. Damit sind wir imstande, den Begriff der „inneren Sprachform“ zu verstehen, den Wilhelm von Humboldt im Jahre 1830 zuerst entwickelt hat. Wir verstehen darunter die besondere Art, wie in den Wörtern einer Sprache die Welt begrifflich erfaßt wird, und wie sich der Gedankenablauf in der Satzverbindung entfalten kann. Wir sehen jetzt ein, daß Sprachverschiedenheit nichts Geringeres als Denkverschiedenheit und eine andere Auffassungsart bedeutet; jede Sprache ist eine eigenartige gesellschaftliche Erkenntnisform. Eine andere Art zu denken als mittels der sprachlichen Hilfslinien und Begriffsfelder gibt es nicht; bloße Einfälle, Gefühle, Willensregungen sind kein Denken! Die Sprache steht an der Eingangspforte in das Reich des Geistes; sie ist eine Himmelsleiter, auf der der Mensch sich über die Gebundenheit an den Einzelreiz und die unmittelbare Umgebung erheben konnte. Die Sprache mit ihrem Maschennetz der Namen ermöglicht die Überwindung des einzelnen Erlebnisses, das eingeordnet wird, und gestattet so Übersicht, Ordnung, Zusammenfassung der tausendfältigen Einzeldrucke. Das Verarbeiten, Vergleichen, Zusammensetzen oder Trennen der gedächtnismäßig aufgespeicherten Geistesgüter, also die Denkarbeit schlechthin ist überhaupt erst möglich, seitdem ein Begriff einem Lautgebilde im Wort zugeordnet war. Nur dem Menschen eignet diese Sprachfähigkeit; sie gab ihm die Möglichkeit, sich seine geistige Welt zu schaffen und damit zum Herrn der anderen Geschöpfe zu werden. So sagt Hegel mit Recht: „Die Sprache

ist die erste und eigentliche Tat der menschlichen Intelligenz."

Die Sprache ist also nicht nur Mittel der Verständigung, sondern auch Voraussetzung und Werkzeug des Denkens. Sie ist gemeinsamer Kulturbesitz eines Volkes; sie hat als Kulturgut wie Sitte oder Recht soziale Wirklichkeit und zwingt als überpersönliche Kulturmacht den einzelnen Sprecher unter ihre Herrschaft. Denn das einzelne Glied einer Sprachgemeinschaft kann nicht beliebig und willkürlich in den sprachlichen Ausdrucksmitteln ändern und neuern, sonst würde der Hauptzweck der Sprache als einer sozialen Macht, nämlich das gemeinsame Weltbild zu liefern und die Verständigung zu ermöglichen, gefährdet. Wohl aber verändert sich langsam eine jede Sprache, den Sprechern unbewußt, sowohl in den lautlichen Formen und der Satzbildung, wie auch in der Zuordnung der Lautnamen zu Begriffen. An dieser unmerklichen Umbildung sind natürlich nur die Sprecher schuld, auf deren Lippen die Sprache verwendet und allmählich umgestaltet wird. Einerseits ist die Sprache also Ergebnis der Denkarbeit der Vorfahren, der Sprecher, andererseits bestimmen diese in der sprachlich niedergelegten Denkform das geistige Leben ihrer Nachkommen. Denn alle Eigenart eines Volkes, seine geschichtlichen Erlebnisse, seine seelische Eigenart finden in seiner Sprache Niederschlag, und daher ist die Sprache die älteste Geschichtsquelle; in den Formen der Sprache reden die Ahnen aus jahrhundertlanger Erfahrung zu ihren Nachfahren, und was die Gegenwart erbt, gibt sie künftigen Geschlechtern in der Sprache weiter. Nur an Hand der Sprache lernt das Kind denken und Begriffe richtig gebrauchen; die Sprache ist daher die größte Erzieherin zur Gemeinschaft und duldet keine eigenmächtige Abschließung und Abtrennung des einzelnen. In der Sprachgemeinschaft kommt eine Menschengruppe zum Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und zur Verwirklichung ihrer Leistungen und Kulturwerte; bloße biologische Verbundenheit würde keineswegs diesen eisernen Zwang zur Gemeinschaft ergeben, der kein für-sich-sein duldet. Die Sprachgemeinschaft bildet erst die wirkende Grundlage, die naturhaft waltenden Kräfte aus gleichem Blut und Boden bewußt zu machen und zu Kulturwerten zu entfalten.

Sprachgemeinschaft ist also Voraussetzung einer jeden Volksgemeinschaft, weil sie es erst ermöglicht, daß die Kräfte aus Blut und Boden gedeihen und wachsen. Aber es ist falsch, schon die Sprachgemeinschaft mit der Volksgemeinschaft gleichzusetzen: Juden werden keine Deutschen, weil sie deutsch sprechen; durch bloße Sprachkenntnis wird man nicht wirkliches Glied eines anderen Volkes. Denn da fehlen das unbewußt wirkende des Blutes und die gemeinsamen Schicksalserlebnisse seit Jahrhunderten; deshalb fehlt die Ehrfurcht vor den Ahnen und ihrer Vergangenheit. Es ist der große Fehler des zur Zeit viel beachteten Buches „Die Sprache als Bildnerin der Völker“ von Schmidt-Rohr, dies nicht erkannt zu haben, so viel Schönes auch sonst darin über die Bedeutung der Sprache gesagt ist. Zum Volkstum gehören das gleiche fühlen und Auffassen, daselbe Erleben und Empfinden, dieselben Sitten und Bräuche, daselbe Rechtsgefühl und vieles andere:

aber das alles kann sich nur entfalten unter der Grundvoraussetzung der Sprachgemeinschaft.

Ja, volksfremde Teile einer Sprachgemeinschaft werden für die Reinheit und Eigenwüchsigkeit der Muttersprache sogar gefährlich; denn erhalten artfremde Gruppen größeren Einfluß auf die Kultur, dann stört dieser die Sprachechtheit; Überfremdung bedingt sofort die Überflutung mit Fremdwörtern und eine Umbiegung des Stils. Arbeit an der Pflege und Reinhaltung der Sprache heißt geradezu den schädlichen Einfluß artfremder und daher anders fühlender Gruppen auf sie ausschalten!

Jetzt begreifen wir erst, weshalb ein Volk bis zum äußersten für seine Muttersprache kämpft, und weshalb andererseits Staatsmänner, um ein Volk völlig einem anderssprachigen Staat einzuverleiben, sofort die Sprachenfrage in Angriff nehmen; sie wollen die fremde Sprache aufzwingen, die alte heimische aber mit allen Gewaltmitteln unterdrücken. Denn man kann Volksgemeinschaft bleiben ohne Rücksicht auf staatliche Grenzziehungen; ist aber einer Gemeinschaft die Muttersprache geraubt, dann ist die Grundvoraussetzung für jedes eigenvölkische Leben genommen.

Durch unselige geschichtliche Verhältnisse ist es gekommen, daß viele deutsche Volksgruppen heute vor und außerhalb der Grenzposten des deutschen Staates inmitten anderssprachiger Völker leben müssen. Sie führen den schweren Kampf um Erhaltung ihrer Art und ihrer Sprache; sie stehen gleichsam dauernd auf Vorposten; sie sind für das Mutterland Wall gegen fremde Einflüsse, Brücken zur Heimat, Frontkämpfer für die Wertgeltung des deutschen Namens in der Welt, Vertreter und Verkünder des Deutschtums inmitten fremder Umgebung. Überall in der Welt, wo es deutsche Volksgemeinschaften gibt, im Baltikum und in Polen, in Tirol und Siebenbürgen, in China, in Nord- und Südamerika, in unseren früheren Kolonien in Afrika: überall ist die Sprache, die heilige deutsche Muttersprache, das innige Band für die Zusammengehörigkeit, diese Sprache, in der alles, was Blut, Boden und gemeinsames Erleben gestaltete, in der die deutsche Seele und der deutsche Geist naturhaften Ausdruck gefunden hat. Daher ist bei den Auslandsdeutschen stets die Schule ein so wesentlicher Mittelpunkt der Kultur: in der Schule wird artechte Sprache gelehrt und gepflegt und damit artechtes Denken der Jugend vermittelt; und wenn die Kinder die Schule verlassen haben, so sammeln sich oft im Schulhaus des Abends die Erwachsenen, um ihre Gemeinschaft zu üben.

Die Sprache liefert gleichsam das Erdreich, in dem alles, was für ein Volk lieb und wertvoll ist, erst gedeihen und wachsen kann: so hat sich uns die Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Volkstum beantwortet. Und wenn wir auf die dreißig Millionen Auslandsdeutscher sehen, dann müssen wir dem Dichter recht geben, mit dessen Worten wir begannen. Deutsche Volksgemeinschaft gilt:

Soweit die deutsche Junge klingt!

Das soll es sein!

Das, wackerer Deutscher, nenne dein!